

**EDMUND STOIBER**  
WEIL DIE WELT SICH ÄNDERT



EDMUND  
STOIBER

WEIL DIE WELT SICH ÄNDERT

POLITIK AUS LEIDENSCHAFT –  
ERFAHRUNGEN UND PERSPEKTIVEN

Siedler



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Erste Auflage 2012

Copyright © 2012 by Siedler Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg  
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin  
Reproduktionen: Aigner, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2012  
ISBN 978-3-8275-0005-2

[www.siedler-verlag.de](http://www.siedler-verlag.de)

*Meiner Karin –  
für Geduld und Liebe*



# INHALT

Vorwort	9
<b>1. Herkunft und Aufbruch</b>	13
Nach dem Krieg	13
Der eigene Standpunkt	27
Das erste Amt	34
Mythos Kreuth	46
<b>2. Überzeugungsstäter</b>	51
Ein großer Sprung	51
Flagge zeigen	60
Generalstaatssekretär	75
Die Methode Strauß	86
Die Zäsur	91
<b>3. Bewegte Jahre</b>	95
»Law and Order«	95
Der Weg zur Einheit	106
Liberal, sozial, konservativ	114
<b>4. Grundsätzlich nach vorn</b>	117
Ministerpräsident	117
Neuanfang	124
Laptop und Lederhose	132
Zukunft gestalten	153

<b>5. Zwischen Bayern und Berlin</b>	159
Über die Grenzen	159
Kandidat	177
Reformoffensive	200
Die Kanzlerin	222
Weichenstellungen	231
<b>6. Die Leidenschaft bleibt</b>	249
Let It Be	249
Immer auf Ballhöhe	254
Mehr Freiheit wagen	259
In der digitalen Welt	268
Der Wert des Euro	277
<b>Die Zukunft der Demokratie</b>	297
Demokratie braucht Erneuerung	298
Demokratie braucht Fortschritt	303
Demokratie braucht Wahrheit	307
Demokratie braucht (Volks-)Parteien	309
Demokratie braucht – ja, auch – Politiker	315
Demokratie braucht Zeit	317
Bildnachweis	320



## VORWORT

16. November 2011, Moskau, Gästehaus der Regierung. Nach einer mehrstündigen, intensiven Konferenz mit dem Ost-Ausschuss der Deutschen Wirtschaft, dessen Delegation ich angehöre, bittet mich Russlands Regierungschef Wladimir Putin zu einem Meinungsaustausch über die politische Lage in der Europäischen Union. Unter vier Augen, ohne Dolmetscher, wird Klartext gesprochen. Ausgerechnet der starke Mann Russlands, dem wir aus unserer deutschen Sicht viele Fragen zu seiner Politik und seinem Land stellen, macht den Demokratien der Europäischen Union Vorwürfe: »Europa ist ein Krisenherd in der Welt. Die Europäische Union gefährdet die Stabilität der Weltwirtschaft, weil ihr seit Jahrzehnten mehr ausgeht, als ihr einnimmt. Viele machen sich Sorgen, dass Europa seine Probleme nicht in den Griff bekommt und am Ende die ganze Welt in eine Krise stürzt. Ihr müsst etwas ändern.« So sagt er es sinngemäß.

Wladimir Putin steht mit seinen Worten nicht allein, der Chor der Kritiker gegenüber uns Europäern wird immer vielstimmiger und gerade in den sogenannten Schwellenländern lauter. Vorläufiger Höhepunkt sind die Analysen des einflussreichen Club of Rome, der den westlichen Demokratien Unfähigkeit vorwirft und das chinesische Regierungsmodell geradezu empfiehlt: zur Bewältigung der Klimaproblematik, der sozialen Herausforderungen und der Schuldenkrisen. Zwar lag diese »Denkfabrik« auch schon weit daneben, dennoch. Man traut seinen Augen und Ohren nicht. Wie die Welt sich ändert!

Ich bin ein Kind Nachkriegsdeutschlands, Jahrgang 1941. Die Zeiten waren schlecht, die Hoffnungen umso größer. Demokratie und soziale Marktwirtschaft waren nach 1945 eine Verheißung. In Moskau saß nicht der kritisch betrachtete Wirtschaftspartner, sondern der Herrscher über das Reich des Bösen. Deutschland war ein in jeder Hinsicht darniederliegendes Land. In der Welt und auch vor sich selbst moralisch diskreditiert durch das Grauen des Holocaust, zwangsgeteilt. Und heute? Ist Deutschland wiedervereinigt, wirtschaftlich wie politisch ein Führungsland innerhalb der Europäischen Union, ein viel beachteter Partner in einer sich rasant verändernden globalisierten Welt. Lange schien der ökonomische und gesellschaftliche Aufstieg unaufhaltsam. Aber die Vorhaltungen Putins und anderer haben einen Kern: Ist unsere demokratische und freiheitliche Gesellschaft, für die wir uns so unendlich eingesetzt haben, in der Wirklichkeit des 21. Jahrhunderts angekommen? Euro-Krise, Klimawandel, Energieversorgung, Demografie – haben wir die Kraft, Churchills Urteil wieder zu bestätigen: »Die Demokratie ist die schlechteste aller Regierungsformen – abgesehen von den anderen Formen, die von Zeit zu Zeit ausprobiert worden sind.«?

Über drei Jahrzehnte durfte ich hohe und höchste Verantwortung tragen für meine Heimat Bayern und auch für Deutschland, mein Vaterland. Wenn man sein Leben so sehr der Politik gewidmet hat, bleibt man ein politischer Mensch, auch wenn man keine aktiven Ämter mehr ausübt. Ein gewisser Abstand kann den Blick manchmal auch schärfen. Weit entfernt bin ich davon, Patentrezepte für die großen Herausforderungen der Gegenwart und der Zukunft zu präsentieren: Aber vielleicht können die Außenansichten eines politischen Insiders einen Beitrag leisten, politisches Bewusstsein zu schärfen und Denkanstöße zu geben. Womöglich kann man aus Erfahrungen, guten wie schlechten, die Zukunft etwas besser meistern. Gerade junge Menschen fragen mich oft: »Wie war das bei Ihnen? Was kommt alles auf uns zu? Und wie beurteilen Sie unsere

Chancen?« Das hat mich inspiriert, etwas aus meinem Leben zu erzählen und einige Gedanken über Gegenwart und Zukunft zu formulieren.

Über siebzig Jahre Leben und über dreißig Jahre politische Verantwortung passen nicht zwischen zwei Buchdeckel, deshalb galt es auszuwählen. Besonderen Dank schulde ich Friedrich Wilhelm Rothenpieler, Horst Möller und Rainer Haselbeck, die dieses Projekt mit ihrem Rat und großem Engagement möglich gemacht haben.



# I. HERKUNFT UND AUFBRUCH

## Nach dem Krieg

Es war ein schönes Familienleben, mit meiner liebevollen und warmherzigen Mutter und meinen zwei älteren Schwestern, Hannelore und Silke-Anne. Überschattet war es allerdings von den Kriegsereignissen, von bescheidensten Lebensverhältnissen und der Sorge um unseren Vater, der bei Kriegsende in amerikanische Gefangenschaft geriet und erst 1946 nach Hause zurückkehrte. Er saß bereits auf dem amerikanischen Lastwagen, der ihn und einige Mitgefangene aufgrund eines Austauschs den Russen überstellen sollte. Als er registrierte, dass es nach Osten ging, ließ er sich rücklings vom Lastwagen fallen, konnte tatsächlich entkommen und sich irgendwie zu uns durchschlagen. Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, wie ein abgerissener Mann die Straße zu unserem Haus entlangschlurfte. Meine große Schwester lief ihm entgegen und schrie aufgeregt: »Der Papa kommt!« Ich rannte meiner Schwester hinterher, ohne die Dimension dieses Ereignisses für unsere Familie zu begreifen. Damals war ich vier, im selben Jahr wurde ich fünf Jahre alt. Den Papa, der in die Familie zurückkehrte, kannte ich bis dahin eigentlich nur aus Erzählungen. Edmund Georg Stoiber war ein gebürtiger Oberpfälzer, meine Mutter Elisabeth stammte aus Dormagen im Rheinland, doch damals lebten wir schon im oberbayerischen Oberaudorf. Schnell merkte ich, dass ich mehr Glück hatte als andere im Ort, denn mein Vater war nicht wie die Väter vieler meiner Freunde gefallen.

Meine Eltern verzichteten in den nächsten Jahren auf vieles. Ihr Wunsch war es – es war der Wunsch der meisten Eltern –, dass es



*Familienleben: Als Dreizehnjähriger  
im Kreis meiner Eltern und Schwestern.*

uns Kindern später einmal besser gehen sollte. So durfte ich, wenn auch mit sehr überschaubarem Erfolg, Klavier und Geige lernen, obwohl die Jahre nach dem Krieg recht entbehrungsreich waren. In den Urlaub fuhren wir nie, aber wir wohnten in einer Region, die zu den schönsten Landschaften zählt, mit dem Hausberg Brunnstein im Blick, mit dem Wilden und dem Zahmen Kaiser, zwei wuchtigen Gebirgsmassiven, die uns mit ihren imposanten Felsformationen beeindruckten.

Wir Kinder kannten noch keinen Terminkalender, und wenn die Hausaufgaben erledigt waren, liefen wir nach draußen und spielten. Wir rannten um die Wette, gestalteten die Wiesen meiner Heimat im Inntal zu Bolzplätzen um oder versetzten uns in fremde Welten. Karl May ließ mich nicht mehr los, von den Abenteuern, die er erzählte, konnte ich nicht genug bekommen. *Winnetou, Der Schatz im Silbersee, Im Tal des Todes* – ich verschlang alles. Besonders faszinierten mich die Indianer, und meinen Freunden und Spielkameraden erging es nicht anders. So haben wir Buben aus Oberaudorf ganze Nachmittage im Wilden Westen verbracht, auf den Spu-

ren der Komantschen und der »Bleichgesichter«. Auf den Hügeln, zum Teil auch im Wald, gab es wunderbare Möglichkeiten, Freund- und Feindschaften im Spiel mit Pfeil und Bogen oder imaginären Gewehrkegeln auszutragen. Im Gegensatz zu meinem politischen Leben war ich als Kind also oft eine Rothaut.

Oder Skifahrer. Als einmal zu Weihnachten ein Paar Skier unter dem Christbaum lagen, war ich so glücklich, dass ich sie gleich mit ins Bett genommen habe. Die Liebe zum Wintersport wurde mir gleichsam in die Wiege gelegt. Schon mit drei Jahren stand ich auf diesen schmalen Brettern, und als Neunjähriger habe ich sogar ein Jugendspringen gewonnen. Und das, obwohl ich beim Probesprung bei sechzehn Metern stürzte und in die Pfütze des völlig aufgeweichten Aufsprungbereichs fiel. Durchnässt und ängstlich beschränkte ich mich im Wettkampf darauf, einfach über die Schanze zu fahren. So landete ich in beiden Durchgängen bei nicht gerade rekordverdächtigen neun Metern. Die Wagemutigeren sprangen deutlich weiter, bis zu achtzehn Meter. Weil sie dort aber alle mindestens einmal in den Schneematsch stürzten, hieß es am Ende zur Überraschung aller, auch meiner eigenen: »Der Stoiber hat gewonnen!« Vielleicht war das eine erste Erfahrung, wie manchmal auch ganz ungewöhnliche, scheinbar aussichtslose Wege durch glückliche Umstände zum Erfolg führen können. Skisprung und Langlauf waren bei uns Buben beliebter als der alpine Sport. Wobei auch das alpine Skifahren von damals nicht mit dem heutigen vergleichbar war: Zwar gab es schon den ersten Lift, aber meine Freunde und ich hatten nicht das Geld dazu. So bestiegen wir vor der Abfahrt das Hocheck, die Skier auf den Schultern und den Lift sehnsüchtig im Blick. Bis heute vergeht kein Winter, in dem ich nicht auf den Brettern stehe. Ich hoffe auf die Gesundheit, diesen Sport noch lange betreiben zu können.

Trotzdem: Meine allergrößte Leidenschaft war der Fußball. Wie viele andere Jungen hatte ich unvergessliche Erlebnisse mit dem runden Leder, auf dem Platz und ebenso als Fan. Eines vergesse ich nie: Es muss 1955 gewesen sein, wir durften das Endspiel um die ober-

bayerische Schülermeisterschaft bestreiten. Weil es in Oberaudorf keine Schülermannschaft gab, war ich beim ASV Kiefersfelden aktiv, einem Sport- und Fußballverein im Nachbarort. Wir hatten – erstaunlich genug – das Finale gegen den haushohen Favoriten 1860 Rosenheim erreicht. Das große Ereignis fand – wie es sich gehört – auf neutralem Boden in Brannenburg statt, im Landkreis Rosenheim. Mit meinem Radl fuhr ich die fünfzehn Kilometer von Oberaudorf zum vereinbarten Treffpunkt mit meinen Mannschaftskameraden am Fußballplatz in Brannenburg. Meine Position war Mittelläufer, wie es damals hieß. Und wir hatten einen Traumstart: Unser Mittelstürmer schob mir nach dem Anstoß den Ball zurück. Ich lief los, in die gegnerische Hälfte hinein, und hörte die Rufe: »Schiaß!« Mit ganzer Kraft und nicht besonders elegant schoss ich den Ball einfach nach vorn. Dann passierte das Unglaubliche: Der Rosenheimer Torwart lief dem Ball entgegen, doch der sprang noch vor ihm auf, über ihn drüber und rein ins Rosenheimer Tor. Welch ein Jubel! Danach kamen wir praktisch im ganzen Spiel nicht mehr über die Mittellinie, aber mit Glück und Einsatz bis zum Umfallen konnten wir das 1:0 über die Zeit retten. Oberbayerischer Meister! Unsere enttäuschten Rosenheimer Gegner bezeichneten uns dann noch als »Kiefersfeldener Bauernfünfer« – bei dem Spielverlauf konnte man ihren Ärger auch verstehen. Die Freude war trotzdem grenzenlos, und zur Belohnung gab es für jeden eine Limonade – oder bayerisch gesagt: ein Kracherl. Ich bin überzeugt: Zum heute weltweiten Faszinosum Fußball gehört es entscheidend, dass auch der Schwächere als Sieger vom Platz gehen kann.

Der FC Bayern München fiel mir mit acht, neun Jahren über das *Oberbayerische Volksblatt* auf, weil er einer der wenigen Klubs war, der den Landesnamen trug. Das machte mich neugierig. Zunächst war es aber nicht möglich, ein Spiel der Rot-Weißen in München zu sehen – die Landeshauptstadt war weit, Weg und Eintritt waren zu teuer. Aber dann ergab sich doch eine Chance. Mit einem großen Oberaudorfer Bayernfan, der ein Auto besaß, durfte ich zum ersten Mal ins Grünwalder Stadion fahren. Ein unvergess-



liches Erlebnis! Besonders aufgefallen ist mir der Stürmer Erich »Witschi« Hahn, der aber plötzlich in der zweiten Halbzeit nicht mehr spielte. Das war verwunderlich, war er doch einer der besten auf dem Platz. Schnell tauchten Gerüchte auf, dass er sich noch während des Spiels zum Trabrennen nach Daglfing verabschiedet und sein Geld verwettet hatte. Nach vielen Jahren als Fan wurde ich schließlich auch Vereinsmitglied von Bayern München. Mein Eintritt erfolgte 1965, Mitgliedsnummer 462 – bei heute über 180 000 Mitgliedern bin ich beinahe ein Urgestein.

Oberaudorf war mein Geburtsort, eine bäuerlich geprägte 1500-Seelen-Gemeinde, die nach dem Rhythmus der katholischen Feiertage lebte. Die Kirche empfand ich als streng, aber auch als gütig. Während der Woche besuchten wir häufig schon um sieben Uhr morgens, noch vor der Schule, den Gottesdienst. In der Schule wurde darauf geachtet, wer von uns ein fleißiger Kirchgänger war. Einmal, es dürfte 1947 oder 1948 gewesen sein, bekam ich von einem amerikanischen Soldaten zwei Semmeln geschenkt. Trotz meines Hungers wollte ich wenigstens eine davon meinen beiden Schwestern mitbringen. Daraus wurde jedoch nichts. Als ich daheim ankam, hatte ich beide Semmeln komplett aufgegessen. Der Bauch war voll, aber das Gewissen schlecht. So beichtete ich, noch dazu als Ministrant, die Geschichte unserem Pfarrer, der im Ort eine Autorität war. Danach ging es mir besser. Ich hatte die Absolution und fühlte mich befreit. Zehnmal musste ich das Vaterunser beten, dazu noch drei Rosenkränze.

So schön meine Kindheit war, als völlig frei von Rückschlägen konnte man sie nicht bezeichnen. Dank Latein musste ich die siebte Klasse im Humanistischen Gymnasium in Rosenheim wiederholen. Es bedrückte mich, dass ich nach den Sommerferien nicht mehr in dieselbe Klasse ging wie meine Schulkameraden. Aber noch mehr traf mich, dass mir mein Vater angesichts der Ehrenrunde erst einmal den geliebten Fußballplatz verbot. Geschadet hat mir das Sitzenbleiben im Nachhinein gesehen nicht, denn ich war gezwungen, das Lernen besser zu lernen.

In die Schule fuhr ich mit dem Zug. Um die neuesten Nachrichten zu erfahren, kaufte ich mir trotz knapper Finanzen oft für ein Zehnerl die *BILD*-Zeitung. Zeitungen lese ich heute noch genauso neugierig wie damals, zwei bis drei Stunden am Tag, auch in stressigen Zeiten, angefangen mit meiner Heimatzeitung *Münchener Merkur* bis zu allen größeren überregionalen Blättern. Da ich in allen Lebenslagen meiner Leidenschaft fröne, sind die Zeitungen manchmal zum Unmut meiner Frau überall in der Wohnung verteilt, vor allem die besonders interessanten herausgerissenen Artikel.

Natürlich ist alles ganz anders gekommen, nicht so, wie ich es als junger Mensch dachte. Ich wuchs in einer einfachen Familie in einem schönen Bauerndorf auf, da war es nicht gerade naheliegend, eines Tages Ministerpräsident zu werden oder als Parteivorsitzender in Berlin mit dem Bundeskanzler zu verhandeln. Blicke ich auf meine Vorgänger und Nachfolger in Partei und Staat, so eint uns alle die Herkunft aus einfachen Verhältnissen. Verständnis für die Sorgen der kleinen Leute und auch eine Portion Ehrgeiz zum sozialen Aufstieg haben hier sicherlich ihre Wurzeln.

Auch ich hatte damals meine Träume, aber die hatten nichts mit Politik zu tun. Die Idole der Jugend hießen Elvis Presley oder James Dean. Ein anderes Vorbild war Herbert Zimmermann, der als Sportreporter das legendäre Finale der Fußballweltmeisterschaft 1954 hoch emotional und leidenschaftlich im Radio kommentierte. Der Sieg der deutschen Mannschaft im Wankdorf-Stadion in Bern am 4. Juli 1954 war etwas, das mich als Zwölfjährigen zutiefst beeindruckte. Einen Fernseher besaßen wir damals natürlich nicht, und so versammelte sich die ganze Familie vor dem Radio, um dem Reporter des Nordwestdeutschen Rundfunks zu lauschen. Die Dramatik war unbeschreiblich, sogar meine Mutter, die sich eigentlich überhaupt nicht für Fußball interessierte, hörte mit: »Jetzt Deutschland am linken Flügel durch Schäfer. Schäfers Zuspiel zu Morlock wird von den Ungarn abgewehrt – und Bozsik, immer wieder Bozsik, der rechte Läufer der Ungarn am Ball. Er hat den Ball – verloren, diesmal gegen Schäfer. Schäfer nach innen geflankt.

Kopfball – abgewehrt. Aus dem Hintergrund müsste Rahn schießen – Rahn schießt – Toooooor! Toooooor! Toooooor! Toooooor!« Nach dem erlösenden Schlusspfiff erlebte ich zum ersten Mal, dass das ganze Dorf von einem Sportereignis bewegt war und die Leute sich auch auf der Straße stundenlang über das Spiel unterhielten. Walter Jens, der große Kritiker und Altphilologe, hatte wohl recht, wenn er das »Wunder von Bern« als eigentliche Geburtsstunde der Bundesrepublik Deutschland bezeichnete.

Doch zurück zu meinen Jugendträumen: Wenn schon nicht Presley, Dean oder Zimmermann – was führte mich dann in die Politik?

Nach seiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft war mein Vater lange Zeit ohne eine Anstellung. Er bekam gerade einmal 32 Mark Arbeitslosengeld, und wir konnten uns davon nur das Allernötigste leisten. Meistens liefen wir Kinder barfuß herum. Als Bub hatte ich, wie alle anderen auch, nur eine Hose: eine Lederhose. Aber das störte mich nicht, ich liebte meine Krachlederne mit den Hosenträgern und den verzierten Querriegeln. Besonders selbstbewusst waren im Dorf die bessergestellten Bauernkinder. Da hieß es gegenüber uns »Zuagroasten« schon einmal: »Du hast ja koa Sach.« Es stimmte, wir besaßen als Mieter keine »Sachen«, aber ich fühlte mich nicht wie jemand, der ausgeschlossen wurde. Schlimmer war schon die Erfahrung, dass ich einmal ein paar Wochen nicht zur Schule gehen konnte, weil meine Eltern das Fahrgeld nach Rosenheim nicht aufbrachten. Hannelore, Silke-Anne und mich aufs humanistische Gymnasium zu schicken war eine finanzielle Herausforderung für sie, und wenn einfach kein Geld da war, wurden wir Kinder schon mal krankgemeldet und mussten zu Hause bleiben.

Je älter ich wurde, desto bewusster wurde mir, wie brutal die Folgen des Krieges waren, wie er in das Schicksal von Familien eingriff, wie Menschen durch ihn ihr Leben verloren hatten, Väter, Brüder und Söhne. Aber auch Frauen, Kinder und Ältere hatten gelitten, mussten die Familien allein durchbringen, erfahren, wie die Städte, in denen sie gelebt hatten, zerbombt wurden, wie sie

selbst ums Überleben kämpften – und diesen Kampf nicht immer gewannen. Manche mussten sich weit weg eine neue Heimat suchen, das waren die Opfer der Vertreibung. Fünfzig Meter von unserem Haus entfernt war eine Fliegerbombe niedergegangen, die Wände haben gewackelt. Ständig kamen Neuankömmlinge in unser Dorf, »Ausgebombte«, die weniger Glück hatten. In Oberaudorf und in den umliegenden Gemeinden konnte ich beobachten, wie sie einquartiert wurden. Für uns Kinder war schon deren hochdeutsche Sprache ein Erlebnis, kannten wir doch im Dorf nichts anderes als unseren bayrischen Dialekt.

Gerade die entbehrungsreiche Nachkriegszeit, die große Not im täglichen Leben, ließ alle ständig spüren, was die verbrecherische Politik der nationalsozialistischen Diktatur angerichtet hatte. Dazu kam die stets wiederkehrende Angst insbesondere der Mütter, ihren Kindern nicht genug zum Essen geben zu können. Erst nach und nach wurde uns das unaussprechliche Leid der Juden gewahr. Tiefes Entsetzen machte sich breit, aber nicht selten reagierte man mit Abwehr, im Sinne von: »Das haben wir nicht gewusst.« Als junger Mensch trieb mich, wie viele andere auch, mehr und mehr die Frage um, wie es zu alledem kommen konnte, warum ein Mann wie Adolf Hitler, ein Verbrecher, so tiefe schmerzliche Spuren hinterlassen konnte, nicht nur in unserem Land, auch bei vielen anderen Völkern dieser Welt. Und ob nur er und seine Regierung dafür verantwortlich waren oder ob etwa auch meine Eltern etwas dagegen hätten unternehmen können.

Im Alter von fünfzehn Jahren entdeckte ich zu Hause im Bücherschrank eine Ausgabe von Hitlers *Mein Kampf*. Diese ideologische Schrift stand in der zweiten Reihe und machte einen unbenutzten Eindruck. Da mein Vater und meine Mutter während der nationalsozialistischen Diktatur geheiratet hatten, war das Werk wohl ein zu dieser Zeit typisches Hochzeitsgeschenk der Gemeinde. Ich las das Buch durch, von der ersten bis zur letzten Seite, auf der Suche nach Antworten. Was dort zu Papier gebracht worden war, löste bei mir allerdings eher neue Fragen aus. Seine verbrecheri-

schen und menschenfeindlichen Ansichten hatte der Autor schwarz auf weiß festgehalten, man hätte doch nur diese Schrift lesen müssen! Mein Unverständnis spitzte sich in Gesprächen mit meinem Vater zu. Sehr direkt und fordernd wollte ich als Fünfzehnjähriger von ihm wissen: »Wie konntet ihr das zulassen? Hitler hat doch schon während seiner Haft 1924 alles dargelegt, was er Furchtbares über die jüdischen Bewohner unseres Landes und große Teile Europas, über die Nachbarvölker und unser Land bringen wollte und dann auch gebracht hat!«

Die Antworten der Elterngeneration konnten junge Menschen häufig nicht befriedigen. Mehrmals erklärte mir mein Vater die Perspektivlosigkeit und Aussichtslosigkeit in den zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre, dann die scheinbar positiven wirtschaftlichen Entwicklungen nach Hitlers »Machtergreifung«. Er erzählte weiter, dass der schreckliche Krieg ihn aber vom Nationalsozialismus geheilt hätte, nie werde er vergessen, wie seine Kameraden neben ihm den Tod fanden. Auf der Straße, in Frankreich, war er vorangegangen und hörte auf einmal lautes Knallen. Als er sich umdrehte, war er der einzige Überlebende seines Trupps. Seine Erlebnisse hatten ihn tief erschüttert.

Durch die Auseinandersetzungen mit meinem Vater und die Gespräche mit meiner Mutter – weniger aus dem, was ich in der Schule hörte – sowie aus dem bewussten Erfahren der unmittelbaren Folgen des Nationalsozialismus entstanden Interesse und Motivation zur Beschäftigung mit unserer Vergangenheit, der jüngsten Geschichte und der Politik. Damals kam ich sicher nicht auf die Idee, als Berufsziel »Politiker« zu wählen. Aber eine erste Sensibilität war geweckt, dass jeder, in welcher Form auch immer, achtsam sein sollte, damit Politik in Deutschland nie wieder auf derart schreckliche Irrwege gerät.

Erlebnisse, wie ich sie hatte, sind zum Glück nicht mehr der Hintergrund, auf dem sich junge Menschen heute für ein politisches Engagement entscheiden. Meine eigene Generation jedoch hat die Pflicht, Sorge dafür zu tragen, dass die verheerende Ent-

wicklung nicht vergessen wird, die in unserem Land zu Diktatur, Verbrechen, Krieg, Zerstörung, Not und Elend geführt hat. Viele Jüngere können sich gar nicht vorstellen, wie uns diese Zeit geprägt hat. Die Prinzipien der Menschenwürde, die im Nationalsozialismus mit Füßen getreten wurden, sind die absolute Grundlage unseres Seins. Heute ist das für uns selbstverständlich, nach dem Krieg wurde uns das erst intensiv nahegebracht. Bei allen politischen Auseinandersetzungen in unserem Land: Wir Demokraten können gemeinsam stolz darauf sein, dass radikales Gedankengut in Deutschland bis heute gesellschaftlich und politisch kaum eine Chance hat. Es ist vor allem die Aufgabe kommender Politikergenerationen, dass dies so bleibt. Manchmal kann man ja den Eindruck haben, das in Deutschland sehr ausgeprägte Hinterfragen und der ebenso verbreitete Kritizismus sind eine Reaktion auf manches Wegschauen während des Nationalsozialismus. Mögen wir uns in manchen Bereichen damit gelegentlich selbst im Weg stehen, gegenüber radikalen politischen Kräften müssen wir auch in Zukunft die Kultur des Hinsehens und des Widerstands pflegen und bewahren.

Aus den Lehren der Vergangenheit musste die Zukunft gestaltet werden. Gut erinnere ich mich, wie meine Mutter und meine sieben Jahre ältere Schwester Hannelore am Radio gebannt der Übertragung der Bundestagsdebatte zur Einführung der Bundeswehr lauschten. Es ging um die »Westbindung«, also die Westintegration der jungen Bundesrepublik, und um einen deutschen Verteidigungsbeitrag im Rahmen des westlichen Bündnisses. Ich hörte mit, auch dann, wenn die Debatten beendet waren und im Familienkreis »nachbereitet« wurden. Für die Zielsetzungen »Westbindung« und »deutscher Verteidigungsbeitrag« stand vor allem Bundeskanzler Konrad Adenauer. Seine markante und streitbare Persönlichkeit prägte sich mir damals nachhaltig ein.

Als Jugendlicher sah ich mir oft Illustrierte im Lesezirkel an, in denen Fotos aus Amerika abgedruckt waren, die zeigten, was für ein Wohlstand in den USA herrschte. Und Adenauer verkörperte für uns die Hoffnung, ebenfalls einen solchen Wohlstand erlangen zu

können. Besonders meine Mutter war eine große Anhängerin des Bundeskanzlers; als Rheinländerin hatte sie schon seine Zeit als Kölner Oberbürgermeister miterlebt, wie er Hitler den Handschlag verweigerte und die Rheinbrücken von NS-Fahnen befreite. Für sie gab es nur die CSU/CDU, während mein Vater diese eher als das kleinere Übel ansah.

Bis heute ist es für mich ein unvergessliches Erlebnis, wie ein junger CSU-Abgeordneter mit messerscharfer Analyse und klarster Argumentation wortgewaltig für Adenauers Politik eintrat. Diese Stimme im Radio gehörte Franz Josef Strauß. Die schroffen Gegensätze, die er damals zeichnete – im Sinne von: »Hier stehe ich, das ist der richtige Weg, die anderen, Ollenhauer und die SPD, gehen geschichtslose Wege und führen Deutschland ins Verderben« –, kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Aber die Zeiten waren andere, und er trat in diesen Jahren für klare Positionen ein. Damals konnte ich freilich noch nicht ahnen, welche Rolle er einmal in meinem Leben und für meine eigene politische Laufbahn spielen würde, aber der Respekt vor seiner beeindruckenden Persönlichkeit und der argumentativen Kraft seines politischen Urteils wurzelt in diesen Jugenderinnerungen.

Bei aller Zustimmung zur Politik von Adenauer und Strauß tauchte in unseren familiären Diskussionen doch eine Frage auf: Warum setzte man eine Lehre, die man aus der Hitler-Diktatur und dem Zweitem Weltkrieg gezogen hatte, nun außer Kraft, indem man in Deutschland wieder eine Armee einführen wollte? Dies wurde durchaus als ein Zwiespalt empfunden, schließlich waren die zurückliegenden Gewalterfahrungen noch immer übermächtig. Die Maxime war doch: »Von Deutschland darf kein Krieg mehr ausgehen« – oder, wie es Strauß zugeschrieben wird: »Eher fault mir mein Arm ab, bevor ich jemals wieder ein Gewehr in die Hand nehme.« Die Regierung Adenauer stand damals nicht nur vor schicksalhaften Entscheidungen, sondern ebenso vor dem Problem, ihre Schritte gegenüber der Bevölkerung zu erklären. Aus der als leidvoll erlebten nationalsozialistischen Zeit, aber auch aus grund-

sätzlichen christlichen Erwägungen neigten viele Menschen zu einer pazifistischen Grundeinstellung, und sie erwarteten dies im Grunde ebenfalls von den christlichen Parteien. Einer Anekdote nach wurde Konrad Adenauer von seinem Regierungssprecher Felix von Eckardt darüber informiert, dass es gegen die Einführung der Bundeswehr im Jahr 1955 eine breite Mehrheit in der Bevölkerung gäbe. In den noch halb zerstörten Städten, etwa in Dortmund, demonstrierten Hunderttausende Menschen gegen die Wiederbewaffnung. Adenauers Antwort: »Dann werden wir noch eine Menge Überzeugungsarbeit leisten müssen.«

Diese Grundhaltung beeindruckt mich noch heute, bedeutet sie doch: Politik darf sich niemals darin erschöpfen, Meinungen zu erfragen und lediglich zu reproduzieren. Politik muss immer bestrebt sein, die öffentliche Meinung mitzugestalten. Trotz der gewaltigen Erklärungsprobleme bewies der Bundeskanzler eindrucksvoll Mut zur Führung. Er erkannte die Macht, die von Stimmungen in der Bevölkerung ausging und die der politischen Entscheidung heftig entgegenstand. Davon unbeirrt leistete er aber dennoch argumentative Erklärungsarbeit und erwarb sich Respekt für erforderliche Beschlüsse. Dass dieser Weg von Erfolg gezeichnet war, bewies die Bundestagswahl von 1957, in der Adenauer für die Unionsparteien zum ersten und einzigen Mal die absolute Mehrheit errang.

Womöglich wäre es bequemer gewesen, hätte man den pazifistischen Weg eingeschlagen. Entscheidend jedoch waren auch für meine Eltern schließlich die Argumente von Adenauer und Strauß: Wir leben in einer neuen Zeit. Noch völlig unkalkulierbare Bedrohungen durch die Sowjetunion und den Kommunismus werden auf uns zukommen. Dagegen müssen wir uns absichern. Wir brauchen deshalb Bündnispartner, müssen aber auch selbst bereit sein, in diesem Bündnis Waffen zu tragen. Deutsche Waffenlosigkeit wäre eine Einladung an die aggressiven Kräfte, die eine kommunistische Herrschaft über ganz Europa planen. Nur so kann verhindert werden, dass aus dem Kalten Krieg ein heißer Krieg wird.



Als Kind habe ich die große Angst miterlebt, dass der Krieg wieder zu uns zurückkommt, besonders als 1950 der Koreakrieg ausbrach und die Menschen erneut begannen, aus Kriegsangst Lebensmittel zu horten. Es folgten die Niederschlagung des Volksaufstands vom 17. Juni 1953 in der DDR und die ungarische Revolution von 1956 gegen die kommunistische Regierung und die Besatzungsmacht UdSSR, niedergewalzt durch sowjetische Panzer. Ein Teil von Deutschland stand unter der Herrschaft der Sowjetunion, und es bestand die Angst, dass sie letztlich auch über den anderen Teil stärkeren Einfluss gewinnt; dass die Menschen nicht mehr die soziale Marktwirtschaft, sondern den Sozialismus als den besseren Weg empfinden. Das waren bedrückende Ereignisse, die einen politisch interessierten Jugendlichen wie mich ganz erheblich prägten. Die Bedrohung wurde als existenziell empfunden, und der Ausspruch »Der Russ kommt« war selbst nach Ende des Krieges ein Ausdruck echter Furcht, vor Vergewaltigung, Zerstörung, vor furchtbaren Gräueln.

Nach dem Abitur 1961 trat ich den Grundwehrdienst bei den Gebirgsjägern in Bad Reichenhall an, später war ich dann in Mittenwald stationiert. Zwölf Monate, was für ein gravierender Einschnitt in die Freiheiten eines jungen Mannes! Der Rhythmus der Bundeswehr war streng und fordernd. Unter unseren Ausbildern waren noch Offiziere aus dem Zweiten Weltkrieg, die die soldatischen Tugenden der Wehrmacht als zeitlos gültig ansahen. Manche pflegten weiterhin ein Menschenbild, das man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann. Seither hat sich so gut wie alles verändert, Millionen Staatsbürger in Uniform haben den Dienst für Frieden, Freiheit und Demokratie geleistet. Deutschland und das westliche Europa waren bis zur Wiedervereinigung vom Eisernen Vorhang durchtrennt, dahinter stand hochgerüstet die Militärmaschinerie des totalitären Warschauer Pakts. Diese Bedrohung ist – auch dank kluger Politik – Geschichte. Heute geht es um andere Gefahren. Die Wehrpflicht ist ein Grundrechtseingriff, der jahrzehntelang gerechtfertigt, notwendig und erfolgreich war. Aufgrund meines

Herkommens und den geschichtlichen Erfahrungen von uns Deutschen war ich noch bis zur Bundestagswahl 2009 ein Gegner der Berufsarmee. Aber ich sehe auch, dass sich die Sicherheitslage entscheidend verändert hat: weg von den Bedrohungen des Kalten Krieges, der Verteidigung unserer Landesgrenzen, hin zu vielen regionalen Krisenherden in der Welt, die auch in Tausenden Kilometern Entfernung die deutschen Sicherheitsinteressen verletzen können. Als die Wehrpflicht keine sicherheitspolitische Begründung mehr hatte, musste sie ausgesetzt werden. Es bleibt ein Verdienst Karl-Theodor zu Guttenbergs, den Deutschen die veränderte Sicherheitslage erklärt und die Umstrukturierung der Bundeswehr mehrheitsfähig gemacht zu haben.

1961 versuchte die SED-Regierung die Rechte der West-Alliierten einzuschränken, und am »Checkpoint Charlie« standen sich Panzer der Sowjetarmee und der US-Army gegenüber. War ich zu Beginn meines Wehrdienstes noch für zwölf Monate eingezogen worden, so wurde er, um die Verteidigungsbereitschaft Deutschlands angesichts der Berlin-Krise infolge des Mauerbaus zu verstärken, erst auf fünfzehn, dann auf achtzehn Monate verlängert. Aber es gab deswegen bei uns in der Gebirgsjägereinheit keinerlei Debatten oder Ähnliches. Wegen einer schweren Knieverletzung, die ich mir im ambitionierten Reserveoffizieranwärterlehrgang zugezogen hatte, endete meine Bundeswehrzeit dann trotzdem nach einem Jahr. Die Ereignisse in dieser Zeit waren geschichtsträchtig und trugen – neben dem diskussionsfreudigen familiären Umfeld und den außergewöhnlichen Persönlichkeiten von Adenauer und Strauß – dazu bei, sich eine politische Meinung zu bilden. Die Erinnerung an den Paradigmenwechsel bei Einführung der Bundeswehr ist mir lebendig geblieben. In gewisser Weise lebte er in der Kontroverse um die Nachrüstung in den achtziger Jahren wieder auf, mit der ich mich dann als Generalsekretär der CSU eingehend auseinanderzusetzen hatte.

## Der eigene Standpunkt

In der Nachkriegszeit waren die Elternhäuser für die Information und die Meinungsbildung der heranwachsenden Generation entscheidender, als dies heute vielfach der Fall ist. Auf mich übertrug sich sozusagen von Kindesbeinen an das politische und gesellschaftliche Interesse meiner Eltern, und ich habe versucht, dieses auch an meine Kinder weiterzugeben – bei fundamentalen Themen wie Abtreibung waren das intensive, leidenschaftliche und auch kontroverse Diskussionen.

Keineswegs möchte ich den Eindruck erwecken, als hätte ich als Kind und Jugendlicher die politischen Zusammenhänge überblickt oder gar durchschaut. Aber die Debatten im Elternhaus lenkten meine Aufmerksamkeit auf strittige Themen und vermittelten mir früh: Was in der Politik geschieht, geht uns alle an, denn das Schicksal unseres Landes kann sehr schnell zum Schicksal der einzelnen Menschen werden. Auf das Schmerzvollste haben die Deutschen das erfahren, auch meine Familie, wie Millionen andere.

Zweifelloos gibt es kein Zurück zu früheren Zeiten, schon allein deshalb, weil sich Familienbilder geändert und Einflüsse von außen drastisch zugenommen haben. Viele sogenannte heimliche Erzieher wie Fernsehen oder Internet prägen heute häufig unsere Kinder, und manchmal hat man den Eindruck: Sie prägen stärker als die Eltern. Umso mehr sollten auch die Elternhäuser ein Stück politischer Sozialisation leisten mit dem Ziel, verantwortliche junge Menschen heranzubilden, die ihren Aufgaben in unserem Gemeinwesen gerecht werden können. Grundlagen für bürgerschaftliches Engagement müssen in der Familie gelegt werden, das können Bildungseinrichtungen und Institutionen des politischen Lebens allein nicht leisten. Nur Eltern können Kindern schon in jungen Jahren verständlich machen, dass das Gemeinwohl uns alle angeht. Elternrechte sind wichtig, aber nicht zu vergessen sind die Elternpflichten. Die Vermittlung der wesentlichen staatsbürgerlichen Kennt-

nisse gehört nach meiner Überzeugung dazu. Demokratisches Bewusstsein muss auch von den Eltern an die Kinder weitergegeben werden.

Die Wahl meiner Studienfächer Rechtswissenschaft und politische Wissenschaften war von einer gewissen Konsequenz. Entsprechen sie doch meinem Interesse für die Grundlagen unseres Gemeinwesens, seine Regeln, Institutionen und Strukturen und für die Frage, was Staat und Gesellschaft zusammenhält.

Es fing erst einmal recht lässig an, mein erstes Semester an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) in München. Nach den genormten Tagen bei den Gebirgsjägern empfand ich das Studium als unglaubliche Freiheit. Nicht mehr auf Drill reagieren, nicht mehr um Viertel nach fünf zum Dienst antreten zu müssen. Und ich leistete mir den Luxus, meine Allgemeinbildung zu fördern, einem Studium generale zu folgen und viele Vorlesungen zu hören: In den Fächern Jura und Politikwissenschaft sowieso, aber ich habe zum Beispiel auch Veranstaltungen zum Thema Ethik besucht. Natürlich genoss ich es, in den freien Stunden im Englischen Garten spazieren zu gehen und mit Kommilitonen die Cafés zu bevölkern – selbst wenn der Kaffee in Schwabing teurer war als in Wolfratshausen. Meine Eltern waren inzwischen von Oberaudorf nach Wolfratshausen-Waldram gezogen, und es war mir finanziell nicht anders möglich, als zu Hause zu wohnen. So pendelte ich mit dem alten, vom Vater meiner damaligen Freundin ausrangierten Opel nach München.

Im zweiten und dritten Semester brachte ich dann mehr Struktur in mein Studium. Ich sah, dass Mitstudenten emsiger waren als ich; ich bekam ein schlechtes Gewissen und legte mich wie sie ins Zeug. Da war aber ebenso der Wunsch, bald selbst Geld zu verdienen. Meine Eltern mussten schließlich einiges aufwenden, um mir das Studium zu finanzieren. Zudem war ich der Einzige in der Familie, der zur Universität gehen konnte. Meinen beiden Schwestern war dies aus ökonomischen Gründen nicht möglich gewesen, dabei wäre Hannelore gerne Ärztin geworden. Doch im Jahr 1953, als sie

Abitur machte, war mein Vater gerade arbeitslos, ein Studium einfach nicht »drin«. Einige Jahre später, als ich dann die Schule beendete, hatte sich die wirtschaftliche Situation im ganzen Land und auch bei uns so weit gebessert, dass ich studieren konnte. Immer wieder habe ich mit meiner Schwester über diese Zeit gesprochen, und ich verstehe es, dass sie sagte: »Du konntest studieren, ich nicht. Du hast das Glück, der Jüngste von uns zu sein.«

Damals war es eigentlich unvorstellbar, nach einem abgeschlossenen Studium arbeitslos zu werden. Nur sehr wenige eines Jahrgangs studierten überhaupt, etwa vier von hundert, und wenn man das Examen bestand, fand man hinterher mit einiger Sicherheit eine gute Stelle. Das ist heute ganz anders, die jungen Menschen stehen viel stärker unter Druck. Das sehe ich bei meinen Kindern, auch bei meinen Enkeln, die noch zur Schule gehen. Doch unabhängig von dem allgemeinen Wunsch, möglichst zügig die Ausbildung anzufangen und zu beenden, würde ich jungen Leuten empfehlen, vor dem Studium ein Jahr etwas anderes zu machen, vor allem auch ins Ausland zu gehen. Meine damaligen Kommilitonen, die Auslandserfahrungen sammeln konnten – es waren nicht viele –, hatten doch schon einen anderen Hintergrund als ich, der von der Bundeswehr in Mittenwald über Wolfratshausen nach München kam.

An der Uni erwarb ich mir aber nicht nur theoretisches Wissen. 1962 hatte es die »Schwabinger Krawalle« gegeben, ausgelöst durch eine Gruppe von Straßenmusikanten im Münchner Stadtteil Schwabing, ganz in der Nähe der LMU. Über 40 000 Jugendliche lieferten sich Straßenschlachten mit der Polizei. Die 68er-Bewegung formierte sich, und wie an jeder anderen bundesdeutschen Universität gab es auch an der LMU heftige Studentenproteste. Entscheidend war für mich, zu erleben, wie sich politische Kräfte in den Auseinandersetzungen an den Hochschulen fokussierten und kulminierten. Sicher war es ein breites Spektrum von Anlässen und Anstößen, die die Diskussionen und Unruhen auslösten und verstärkten. Die Menschen wurden durch den fatalen Krieg in Vietnam, die Ereignisse beim Besuch des persischen Herrscherpaars in

Berlin und den damit verbundenen Tod des Studenten Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 während einer Demonstration gegen Schah Mohammad Reza Pahlavi sowie durch die Auseinandersetzungen um die im Mai 1968 verabschiedeten Notstandsgesetze (sie sollten Handlungsmöglichkeiten des deutschen Staates in Krisensituationen sichern) bewegt. Essenziell war aber genauso die Auflehnung gegen die Vätergeneration und ihre Haltung im Nationalsozialismus sowie die angeblich versäumte Bewältigung dieser Zeit.

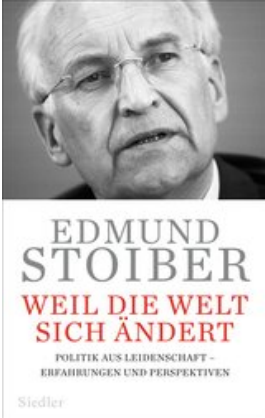
Immer deutlicher wurde in den zunehmenden Konfrontationen allerdings der grundsätzliche Konflikt zwischen der doktrinär-sozialistischen Richtung, zum Teil im Bündnis mit anarchistischen Gruppen und kommunistischen Ideologen, und den Kräften, die sich der freiheitlich-repräsentativen Demokratie verpflichtet fühlten. Es war unüberschaubar, dass radikale und extreme Strömungen, die in der übrigen Bevölkerung mit keiner nennenswerten Akzeptanz rechnen konnten, an den Universitäten beachtliche Resonanz fanden und durch ihre Aktivitäten wie Sit-ins und Teach-ins, Hörsaalbesetzungen, Demonstrationen und Kundgebungen das Bild weitgehend beherrschten.

Der politische Absolutheitsanspruch, der von den aktivsten Teilen der Bewegung ausging, war für mich völlig unverständlich. Mich erschreckte die Faszination, die weltanschaulich geschlossene Konzepte für viele Studierende entfalteten. Offenbar üben intellektuelle Ideologien, die komplexe Probleme auf ein scheinbar einfaches Erklärungsmuster reduzieren und daraus historisch-politische Gesetzmäßigkeiten ableiten, eine besonders hohe Anziehungskraft aus. Darauf werden dann regelrechte »Heilslehren« aufgebaut für die angebliche Lösung der Gegenwarts- und Zukunftsfragen. Wer sich ihnen verschließt, ist in den Augen der Ideologen reaktionär und böseartig, weil er sich fortschrittlichen Entwicklungen zu einer Gesellschaft, in der alle endlich alles haben und alle Konflikte gelöst sind, widersetzt. Aus diesem Absolutheitsanspruch resultiert zwangsläufig Intoleranz gegenüber Andersdenkenden.

Die 68er-Bewegung mit ihren Facetten und Schattierungen kenne ich nur zu gut, um sie insgesamt für einen geschlossenen Trupp doktrinärer Ideologen zu halten. Aber die teilweise militante Intoleranz, die einem in den Auseinandersetzungen an den Hochschulen entgegenschlug, beschränkte sich damals keineswegs auf Einzelfälle. Ich musste das am eigenen Leib erfahren. Es interessierte mich, an einer Versammlung des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS) mit Rudi Dutschke und Rolf Ludwig Pohle, Vorsitzender des Allgemeinen Studentenausschusses (AStA) der LMU, teilzunehmen. Aber als Mitglied des Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) wurde ich als politischer Gegner erkannt – »Der ist beim RCDS, schmeißt sie raus, die schwarze Sau!« – und mit Brachialgewalt aus dem Audimax getrieben, dem größten Hörsaal der Universität.

Dutschke, der Studentenfürher, redete eindringlich und fanatisch, seine Begeisterung für Systemkritik war deutlich zu spüren. Ich hatte den Eindruck, er glaubte tatsächlich an das, was er sagte. Pohle wurde später als RAF-Mitglied verurteilt und starb 2004 in Griechenland. Natürlich hat diese Zeit einer Außerparlamentarischen Opposition ihre Spuren in unserem Land hinterlassen. Positive. Aber auch negative, etwa wenn ich an den mangelnden Leistungsgedanken oder die fehlende Innovationsfreude denke. Mit den Spätfolgen kämpfen wir noch heute.

Achtundsechzig war auch für mich persönlich ein Schlüsselerebnis. Die aggressive Unduldsamkeit, die mir damals entgegenschlug, bewirkte eine wichtige Entscheidung: Passives politisches Interesse allein reichte mir nicht mehr. Ich wollte mit dazu beitragen, dass sich eine derartige politische Intoleranz nicht in unserer Gesellschaft ausbreitet. Dies war für mich sicher nicht die konkrete Planung einer politischen Biografie, aber es war eine Grundsatzentscheidung dafür, politisch Position zu beziehen und mich im Rahmen meiner Möglichkeiten für eine freiheitlich-demokratische Ordnung einzusetzen. Später habe ich mich deshalb oft als »umgedrehten Achtundsechziger« bezeichnet. Meine bei Professor Fried-



Edmund Stoiber

**Weil die Welt sich ändert**

Politik aus Leidenschaft – Erfahrungen und Perspektiven

Gebundenes Buch, Leinen, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-8275-0005-2

Siedler

Erscheinungstermin: September 2012

Politik mit Leidenschaft - Rückblicke, Einsichten, Visionen

Edmund Stoiber spricht in diesem Buch offen über Herausforderungen und Chancen unserer Zeit. Dabei schöpft er aus vielen historischen aber auch wechselvollen persönlichen Erfahrungen und bleibt im besten Sinne unruhig.

Nachdem Edmund Stoiber jahrzehntelang die aktuelle Spitzenpolitik mitgestaltet hat, bringt er nun seine klaren Perspektiven für eine deutsche und auch europäische Zukunft ein, die er mit demselben Nachdruck vertritt wie zu seiner Zeit als Ministerpräsident und Kanzlerkandidat.

In diesem Buch zieht Edmund Stoiber Bilanz. Er blickt zurück, ermöglicht uns außergewöhnliche Einblicke in die Wurzeln seiner Politik und liefert wichtige Anstöße und Visionen für das gesellschaftliche Leben im 21. Jahrhundert.